

Amerika '88 – Kein „Präriefeuer“

VON JOSEF JOFFE

SO 422

Wer wird der nächste amerikanische Präsident sein, was geht es uns an? Die Antwort auf die erste Frage ist so ungewiß wie schon lange nicht mehr, die Antwort auf die zweite so offenkundig wie eh und je. Wie kein anderes Land bestimmt Amerika die Geschichte Deutschlands und Europas. Amerika ist wie ein Elefant im Ruderboot: Ein paar Zentimeter nach links oder rechts, und das Schiffchen beginnt zu krängen und zu kentern; egal, was die Absicht des Kolosses sein mag – sein Gewicht allein ist Macht, die für die anderen Probleme schafft. Ein paar Prozent mehr oder weniger Zinsen setzen gigantische Kapitalströme in Gang; fast jede neue Dollar-Notierung bringt die Zentralbanken in Zugzwang. Ob Washington mit Moskau ringt oder kungelt – die Europäer stehen jedes Mal vor neuen „Eckdaten“, welche ihre Politik in Bedrängnis bringen; selbst ein paar amerikanische Kriegsschiffe im Golf können Schicksal sein.

Offenes Rennen

Wer aber wird der Elefantenführer sein? Die täglichen Meinungsumfragen ergeben nur ein bizarres Bild fast täglich wechselnder Stimmungen. Nach Ende der Vorwahl-Saison lag der Herausforderer der Demokraten, Michael Dukakis, vorn; dann schmolz sein Vorsprung stetig dahin. Im Gefolge des Demokraten-Konvents im Juli war Dukakis wieder an der Spitze; heute führt der republikanische Vizepräsident George Bush mit einer (statistisch unbedeutenden) Nasenlänge von 48 zu 48 Prozent.

Das Rennen ist also so offen wie kaum zuvor, doch wer die Nummer 41 in der langen Abfolge der amerikanischen Präsidentschaft sein wird, ist im Vergleich mit Kanzlern und Premiers in den kontinentaleuropäischen Demokratien mehr Schicksals- denn Salonfrage. Der Präsident ist der von der Verfassung gewollte Ersatzkönig auf Zeit, nicht der „wandelnde Vermittlungsausschuß“ (Kurt-Georg Kiesinger) zwischen auseinanderstrebenden Regierungsparteien. Sein „Wahlkreis“ ist das gesamte Land; er verkörpert vier Jahre lang Stimmung und Willen „seiner“ Koalition. Und gerade weil die Parteien kaum mehr als Etikette sind, hat der Wahl-Monarch reichlich Instrumente der populistischen Herrschaft an der Hand, mit denen er an der Kongreßmehrheit vorbeiregieren kann.

Ein verlässliches Stammwähler-Potential existiert schon lange nicht mehr, die Macht nutzt sich schneller ab als hierzulande, Amerika – so der Philosoph George Santayana – ist wie ein „riesiges Prärie-

feuer“: schnell entflammt, im rasenden Tempo um sich greifend, bald wieder verlöscht. „Befindlichkeit“, nicht Partei oder Programm, ist der Schlüssel zum Wahlverhalten. Früher waren die Zeichen der Zeit einfach zu deuten. Eisenhower verkörperte den Wunsch nach Ruhe und Selbstbesinnung im Gefolge von Kriegen, die Amerika endgültig die Rolle einer Weltmacht aufgezwungen hatten – Kennedy zyklusgemäß den Wunsch nach einem neuen Aufbruch. Nixon, der Republikaner, war wiederum die Reaktion auf Johnson, der sich sowohl im Inneren (mit dem Sozialdemokratismus der „Great Society“) als auch im Äußeren (mit der „Arroganz der Macht“ in Vietnam) übernommen hatte. Der fromme Carter war die Antwort auf den Sündenfall von Watergate, Ronald Reagan wiederum die Reaktion auf einen scheinbaren Niedergang – symbolisiert durch den erhobenen Finger Helmut Schmidts, den Geiselterror in Teheran und den Sowjet-Einmarsch in Afghanistan.

Und heute? Es ist kein „Präriefeuer“ entbrannt, und das hängt nicht nur mit den beiden Fahnenträgern zusammen, die vor allem eines gemeinsam haben: daß sie beide keine Funken schlagen können. Mehr noch: Die beiden Rivalen ähneln sich mehr, als sie selbst und das Wahlvolk

wahrhaben wollen. Bush ist ein Zögling der Elite-Universität Yale, Dukakis Harvard-Absolvent. Beide stehen zwar in verschiedenen ideologischen Lagern; beide verspüren aber sehr wohl, daß in diesem Jahr kein „Präriefeuer“ gefragt ist; beide haben die Extreme links und rechts liegen gelassen, um die riesige, amorphe Mittelschicht fest ins Visier zu nehmen.

Der „rechte“ Bush ist für Ökologie („Ich bin ein Grüner“), der „linke“ Dukakis für Ökonomie („gute Jobs zu guten Löhnen“). Keiner wagt es, das gefürchtete „S“-Wort („S“ wie „Steuererhöhung“) in den Mund zu nehmen. Bush rudert vorsichtig von den Visionen des Übervaters Reagan zurück, wie etwa dem Raketenschild im Weltraum (SDI); Dukakis versucht fleißig, den Pazifismus seiner frühen Jahre hinter sich zu lassen, indem er einer robusten konventionellen Verteidigung das Wort redet. Entspannung und Rüstungskontrolle mit den Sowjets – das wollen sie beide, Entschlossenheit und Wachsamkeit, den pfleglichen Umgang mit den Verbündeten natürlich auch.

Wenn sich schon das Wahlvolk nicht in die Karten schauen läßt, warum sollen es die Kandidaten? Auch sind die beiden Gekürten nicht zufällig an die Spitze ihrer Parteien gehievt worden. Die Kantigen und Kauzigen sind in den Vorwahlen ebenso weggefallen wie die Ideologen zur Linken und zur Rechten. Das Volk, so

scheint's, will die Wagendeichsel auf Mitte halten, und da ist es kein Wunder, daß die beiden Rivalen fast wie im Gespann traben. Sie können nicht ausreißer, also beissen sie sich um so kräftiger.

Ganz im Gegensatz zu früheren Wahlen, scheint diesmal Beharrung das Leitmotiv zu sein, und dieses favorisiert theoretisch Bush, den Erben des Ancien régime. Die beiden großen Faktoren des amerikanischen Wahlverhaltens – die Wirtschaft und die Weltpolitik – signalisieren Kontinuität. In der Ära Reagan hat sich die Arbeitslosigkeit halbiert – von 11 auf 5,5 Prozent, doch hält sich die Inflation mit knapp fünf Prozent in tolerablen Grenzen. In Afghanistan marschieren die Sowjets nicht ein, sondern ziehen ab. Die große Nachrüstungsschlacht in Europa ist zu westlichen Bedingungen beendet worden: mit Null auf beiden Seiten. *Peace and Prosperity* – damit hat Reagan ein Erbe hinterlassen, mit dem sein Jünger Bush trefflich wuchern kann.

Gesetz der Serie

Es ist, als hätten sich Gorbatschow und Khomeini, die Kapitalanleger und die Zentralbanken insgeheim verschworen, dem amerikanischen Status quo zum Siege zu verhelfen. Was aber sollten sich die Europäer wünschen – die eigentlich mitwählen müßten, es aber nicht dürfen? Für die Leichtgewichte im gemeinsamen Ruderboot ist schon tröstlich, daß diesmal kein „Präriefeuer“ in Amerika entbrannt ist; für die Abhängigen – und für die Gegner – ist Berechenbarkeit allemal der Hauptgewinn. Bush steht für einen geläuterten Reaganismus ohne ideologisches Feuer; er muß nicht – und ist dazu gar nicht imstande – die Welt im nächsten Januar neu erfinden.

Dukakis ist naturgemäß weniger berechenbar; wird er gewählt, dann nur deswegen, weil er die Mehrheit der Amerikaner bis November überzeugt haben wird, daß der Status quo bloß schöner Schein und deshalb kräftiger Wandel das erste Gebot sei. Im Duell zwischen „Ihr hattet es noch nie so gut“ und „Uns ging es noch nie so schlecht“ hat George Bush offensichtlich den Platzvorteil. Allerdings: Die Meinungslage ist so labil wie noch nie. Außerdem hat George Bush einen unsichtbaren Feind im Rücken – das unheimliche Gesetz der Serie: Der letzte Vizepräsident, der aus dem Amt heraus ins Weiße Haus gewählt worden ist, hieß Martin Van Buren – und das war im Jahre 1837. 40